

Hans-Ulrich Kessler
Konsistorium der Pommerschen Evangelischen Kirche
Bahnhofstrasse 35/36
17489 Greifswald
Email: kessler@pek.de

5 Jahre „Niederdeutsches Bibelzentrum Barth“ am 29.10.06

Sehr geehrte Damen und Herren!
Liebe Gäste und Förderer des Niederdeutschen Bibelzentrums in Barth!

Wie viel Wissen braucht der Glaube?

Ich beginne mit einer kleinen Szene aus einer Fortbildung zum Konfirmandenunterricht: Da sitzen jugendliche Teamerinnen und Teamer, Pfarrerrinnen und Pfarrer in einem großen Stuhlkreis in einer katholischen Bildungsstätte in Innsbruck. Vor etwas zehn Minuten ist eine kontroverse Debatte über die Ziele des Kirchlichen Unterrichts entbrannt. Einer der Pfarrer sagt etwa Folgendes: „Also, ich mache das Thema „Bibel“ immer sehr ausführlich. Heute noch viel ausführlicher als noch vor ein paar Jahren. Die Konfis kennen das doch alles gar nicht mehr: den Aufbau, geschichtliche Zusammenhänge und so weiter. Das müssen die wissen, wenn sie konfirmiert werden.“

Eine 16-jährige Teamerin reagiert spontan und offen: „Ehrlich gesagt“, erwidert sie, „das bringt doch nichts. Das geht bei den Konfis hier rein und da raus. (Zeigt auf ihre Ohren.) Das hilft ihnen überhaupt nicht. Die müssen doch gar nicht wissen, wie viele Bücher die Bibel hat und wann was passiert ist. Die müssen begreifen, was Gott mit ihnen zu tun hat.“

Wem können Sie zustimmen: dem Pfarrer oder der jugendlichen Teamerin?

Vielleicht möchten Sie sich aus der Affäre ziehen, indem Sie behaupten, die Alternative sei verkehrt?

Wie denken Sie sich das Verhältnis von Wissen und Glauben?

Ich schlage Ihnen vor, Antworten auf diese Frage am Vorvorabend des Reformationsfestes zu suchen, indem wir zum Anfang aller protestantischen Bildungsbemühungen zurückkehren – zum Kleinen Katechismus. Den Kleinen Katechismus können wir nun allerdings nicht direkt nach dem Verhältnis von Wissen und Glaube fragen, sondern müssen einen kleinen Umweg gehen, um seiner Sicht des Verhältnisses auf die Spur zu kommen. Also verschieben wir unsere Fragerichtung ein wenig und fragen den Kleinen Katechismus zunächst: „Kann man glauben lernen?“

Und mit der sonoren Stimme von 500 Jahren Wirkungsgeschichte antwortet der Kleine Katechismus auf diese Frage mit den so vertrauten Worten: „Ich glaube, dass ich nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesus Christus, meinen Herrn, glauben oder zu ihm kommen kann; sondern der Hei-

lige Geist hat mich durch das Evangelium berufen, mit seinen Gaben erleuchtet, im rechten Glauben geheiligt und erhalten.“

Ist es nicht seltsam, dass gerade dasjenige Instrument, das kirchengeschichtlich wahrscheinlich am häufigsten zum Glauben-Lernen eingesetzt wurde (und ja auch noch wird), behauptet, mann und frau könne dies gar nicht selbst lernen?

Hätte Luther eigentlich den Kleinen Katechismus schreiben dürfen, wenn er wirklich konsequent geglaubt hätte, was er dort geschrieben hat? Wenn der Glaube eh das Werk des Heiligen Geistes allein ist, warum dann noch einen Kleinen Katechismus schreiben?

Um uns den Sinn dieser katechetischen Bestimmung des Glaubensbegriffs in Erinnerung zu rufen, ist es vielleicht hilfreich, sich deren theologischen Zweck noch einmal in Erinnerung zu rufen: Indem Luther die Entstehung des Glaubens unverbrüchlich und einseitig an den Heiligen Geist bindet, sichert er den Glaubensbegriff gegen eine „soteriologische Ermächtigung“ des Menschen ab: Der Mensch konstituiert sein Heil nicht durch sein Glaubens-Werk, weil sein Glaube eben nicht sein Werk ist.

Aber der zitierte Katechismus-Satz wäre nun auch missverstanden, wenn er als eine „Entmächtigung“ des Menschen durch Gott in Glaubenssachen verstanden würde – so als ob der Glaube als Werk des Heiligen Geistes eine Art Fremdkörper in der Seele des Menschen wäre. Indem Luther sehr persönlich auf sich selbst bzw. auf den Sprecher oder die Sprecherin des Satzes bezogen formuliert – „Ich glaube, dass ich nicht ... mich ... durch das Evangelium berufen...“ – bringt er nämlich auch zur Darstellung: Der Glaube ist für den Menschen nichts Fremdes, sondern ganz und gar sein Eigenes.

Das im Katechismus vorgestellte Verhältnis von Gotteswerk und Menschenwerk in Glaubenssachen lässt sich vielleicht am ehesten durch folgende Analogie veranschaulichen: Gotteswerk und Menschenwerk verhalten sich in Bezug auf den Glauben zueinander wie Witz und Lachen: Das Lachen ist ganz und gar Werk des Witzes: Ohne ihn gäbe es das Lachen gar nicht. Und doch ist das Lachen ganz und gar Aktivität des lachenden Menschen – und zwar, im wahrsten Sinne des Wortes, Wahl-los, ohne vorhergehende Entscheidung: Seine lachende Stimme wird hörbar, sein Körper schüttelt sich.

Wer nach dem Verhältnis von Wissen und Glauben fragt, muss zunächst über den Glauben reden. Und wer über Glauben redet, bestimmt in diesem Reden automatisch das Verhältnis von Wirklichkeit Gottes einerseits und Wirklichkeit des Menschen andererseits. Für Protestanten und Protestantinnen markieren die Begriffe „Soteriologische Ermächtigung“ und „anthropologische Entmächtigung“ die Grenzen, die wir bei der Bearbeitung der Frage „Kann man Glauben lernen?“ im Blick behalten müssen.

Damit ist der theologische Zweck des Katechismussatzes zum Glauben-Lernen noch einmal in Erinnerung gerufen. Die Frage, ob Luther den Katechismus hätte schreiben dürfen, wenn er sich selbst ernst genommen hät-

te, ist aber noch nicht beantwortet. Darum geht es in den folgenden Abschnitten, und zwar in zwei Schritten:

Zunächst müssen wir uns darüber verständigen, was da eigentlich gelernt werden soll, wenn es um das Lernen des Glaubens geht. Wir brauchen also eine genauere Bestimmung des Glaubensbegriffs und kehren damit, so viel kann ich schon jetzt versprechen, auch wieder zum Wissensbegriff zurück.

In einem zweiten Schritt können wir dann danach fragen, welches „Lernprogramm“ in Glaubenssachen eigentlich den Kleinen Katechismus Luthers prägt. Dabei wird sich eine spezifische Zuordnung von Glauben und Wissen zeigen.

Versuchen wir zunächst eine genauere Bestimmung des Glaubensbegriffs. Was wir dafür benötigen, finden wir ebenfalls in der Reformationszeit bzw. in der Zeit der altprotestantischen Orthodoxie. Letztere zerlegte – etwa bei Leonhardt Hutter – den Glaubensbegriff in drei Bestandteile, die ich zunächst einmal einfach aufliste:

- Zum Glauben gehört der altprotestantischen Orthodoxie zufolge zunächst ein Wissen über die sog. „Heilstatsachen“ einschließlich ihres Bedeutungsgehaltes: lateinisch die *notitia explicata*.
- Weiterhin schließt Glauben eine spezifische Zustimmung zu den zur Kenntnis genommenen Heilstatsachen ein, die in diesen eine Verheißung erkennt, die an mich gerichtet ist (*pro me*) – in der Sprache der lutherischen Theologie: der *assensus specialis*.
- Nach Auffassung der Reformatoren und Orthodoxen der wesentlichste Bestandteil des Glaubens ist die *fiducia*: Mit diesem Begriff ist eine vertrauensvolle Zuversicht oder auch ein zuversichtliches Vertrauen bezeichnet, welche bzw. welches das von Gott bereitete Heil als das eigene Heil mit allem, was ich bin und habe, ergreift und sich so in eine völlige Abhängigkeit von Gottes Urteil im Leben und Sterben begibt.

Ich finde es interessant, dass der Glaubensbegriff in der Theologie der vorreformatorischen Zeit durch die Bestandteile „Wissen“ und „Zustimmung“ hinreichend bestimmt erschien – interessant deswegen, weil sich bei mir so etwas wie ein spontaner Protest gegen diese doch offensichtliche „Unterbestimmung“ des Glaubens einstellt: „Das kann doch gar nicht sein! Wie konnten die bloß Glauben ohne Rekurs auf den Vertrauensbegriff entfalten? Das geht doch gar nicht!“

Ob es Ihnen auch so geht? Oder können Sie sich eine Bestimmung von christlichem Glauben vorstellen, die ohne den Vertrauensbegriff auskommt? Ich hoffe nicht, denn ich brauche Ihr intuitives Protestgefühl gegen eine solche Bestimmung für meine weitere Argumentation....

Übrigens: Ob dieser spontane Protest den Theologen aus vorreformatorischer Zeit gerecht wird, können wir hier nicht feststellen. Was wir aber an diesem Nachmittag tun können, ist folgendes: Wir können untersuchen, welche theologiegeschichtlichen Entwicklungen eigentlich meinen (und hoffentlich auch Ihren) spontanen Protest für einen Einschluss des Ver-

trauensbegriffs in den Glaubensbegriff veranlasst haben könnten. Dazu ein paar - zugegebenermaßen sehr holzschnittartige - Wahrnehmungen:

Der Anfangspunkt der mittelalterlichen und reformatorischen Entfaltung des Glaubensbegriffs – die *notitia*, das Wissen über die Heilstatsachen – geriet ab dem 17. Jahrhundert langsam aber sicher unter Beschuss. Die historischen Grundlagen des Glaubens wurden durch historische Kritik zunehmend fragwürdig: Ob es sich bei den Heilstatsachen wirklich um historische Tatsachen oder nicht um Interpretationen von auch ganz anders deutbaren Ereignissen handelt, wurde in immer breiteren Öffentlichkeiten kontrovers diskutiert. Dabei war die Intention der (meisten) historischen Kritiker keineswegs zerstörerisch gegenüber Religion oder Glauben an sich. Grob gesagt gab es unter ihnen zwei Gruppen:

Die eine wollte gerade durch die Kritik ein wissenschaftlich gesichertes Fundament für den christlichen Glauben gewinnen. Ihre Hoffnung war es, zum historischen Jesus hindurchdringen zu können und den Religionsstifter selbst zu Wort zu bringen.

Die andere Gruppe ließ sich durch einen philosophischen Religionsbegriff leiten und glaubte, sozusagen durch das Abpellen historischer Schalen zu einem zeitgemäßen und vernünftigen Kern von Religion zu gelangen, der den Rationalitätsansprüchen der Aufklärung standhalten konnte.

Gerade dieser grundsätzlich konstruktive Zug der historischen Kritiker provozierte Theologen unterschiedlicher Richtungen zu intensiven Auseinandersetzungen mit ihnen.

Im Gefälle dieser Auseinandersetzungen entstanden vor allem im 19. Jahrhundert Theologien (ich nenne exemplarisch Friedrich Schleiermacher und August Tholuck), die auf unterschiedliche Weisen die historische Kritik an der *notitia* aufnahmen und sich bei der Entfaltung des Glaubensbegriffs wesentlich auf die *fiducia*, also das Vertrauen konzentrierten: Sie stellten das glaubende Subjekt in den Mittelpunkt ihres theologischen Nachdenkens. Aus den bisherigen „objektiven“ *Heilstatsachen* wurden dabei nach und nach sozusagen „subjektive“ *Glaubenstatsachen*, deren sich der Mensch erst unter der Bedingung seines Glaubens gewiss ist bzw. wird. Teilweise konnten solche Theologien den Rekurs auf Wissen, *notitia* und Zustimmung, *assensus* als einen zu überwindenden Restbestand mittelalterlicher Theologie im Protestantismus identifizieren und die eigene Konzentration auf die *fiducia*, das Vertrauen als Vollendung der Reformation feiern (etwa bei Albrecht Ritschl).

Diese Tendenz setzte sich auch in wirkmächtigen Theologien des 20. Jahrhunderts fort (z.B. Rudolf Bultmann oder auch Friedrich Gogarten): Weil historisches Ereignis einerseits und seine Bedeutsamkeit andererseits in diesen Theologien als prinzipiell unterschieden gedacht wurden, konnte praktischerweise schon in der Historie selbst das „rein Historische“ in seiner Bedeutung für den Glauben relativiert werden. Damit war dann klar: Schon für die ersten Christen gewann das historische Ereignis, welches sie z.B. Auferstehung nannten, seine Bedeutung erst in seiner Verkündigung

durch Menschen, die sich in dieser Verkündigung als zum Auferstandenen in einer vertrauensvollen Beziehung stehend darstellten.

Natürlich hört die Theologiegeschichte nicht bei Bultmann und Gogarten auf – und natürlich lassen sich auch noch andere theologische Linien in Bezug auf die Entwicklung des Glaubensbegriffs ziehen. Davon nehme ich aber hier und jetzt Abstand. Für unseren Zusammenhang ist mir nämlich folgendes wichtig: Ergebnis dieser theologiegeschichtlichen Entwicklung ist ein weit verbreitetes protestantisches Bewusstsein, demzufolge das Wesentliche des Glaubens nicht im Wissen von historischen Tatsachen, sondern in einem tiefen und unverbrüchlichen Vertrauen auf Gott, also in der fiducia besteht.

So identitätsstiftend dieses Bewusstsein für viele protestantische Christen und Christinnen heutzutage ist, so problemstiftend ist es für protestantische Pädagoginnen und Pädagogen: Als ureigenstes Werk des Heiligen Geistes ist nämlich genau dieses Vertrauen, die fiducia einem pädagogischen Zugriff entzogen. Es ist methodisch weder herstellbar noch verrechenbar.

So steht Bildungsarbeit im Raum der Kirche vor einer Art mission impossible: Am Ende einer langen und wirkmächtigen theologischen Geschichte ist protestantischem Bewusstsein eine tiefe Skepsis gegenüber der notitia eingepflegt und – sozusagen an ihrer Stelle – eine Konzentration auf die fiducia gefordert, wenn es um Glauben-Lernen geht. Wer als Protestant oder Protestantin evangelische Bildung nicht als ein Einüben in Gottvertrauen entwirft, agiert ganz offensichtlich seiner eigenen Tradition gegenüber geschichtsvergessen.

Zugleich aber verbietet uns dieselbe protestantische Theologie, die dieses Gottvertrauen zum Wesen des Glaubens schlechthin erhoben hat, die fiducia als Ergebnis pädagogischer Anstrengungen zu verstehen. Was ist also zu tun?

Kehren wir zurück zum Kleinen Katechismus. Am Anfang unserer Überlegungen hatte ich die Frage aufgeworfen, ob Luther den Kleinen Katechismus eigentlich hätte schreiben dürfen, wenn er seine Bestimmung des Glaubensbegriffs wirklich ernst genommen hätte. Die Antwort auf diese Frage ist natürlich: Er hätte! Der Kleine Katechismus kann einfach kein Fehler lutherischer Theologie sein! Um die Stimmigkeit dieser Antwort aufzudecken, müssen wir uns das pädagogische Vorgehen Luthers im Kleinen Katechismus noch einmal vor Augen halten:

Wie Ihnen ja vermutlich aus dem eigenen Konfirmandenunterricht in Erinnerung ist, verwendet Luther im Kleinen Katechismus ein Frage-Antwort-Schema. Die großen dogmatischen Wahrheiten des Christentums werden in einem virtuellen oder auch real inszenierten Dialog in persönliche Beziehungsaussagen verwandelt. Luther schreibt kein theologisches Lehrbuch, in dem aus der Perspektive von Lehrenden ein bestimmtes Wissen vermittelt werden soll. Vielmehr schreibt er ein Lehrbuch, das seine

Adressaten und Adressatinnen als Lernende in den Blick nimmt und aus ihrer Perspektive Lernprozesse inszeniert.

Luthers Frage-Antwort-Schema bringt die Lernenden in eine Situation, in der sie ihren Glauben selbst explizieren (müssen). Die Lernenden werden im Katechismus grammatikalisch und existentiell für die Explikation ihres eigenen Glaubens in Anspruch genommen. Sie sind im grammatikalischen und übertragenen Sinne die Subjekte ihrer Glaubensaussagen. Luther mutet ihnen die Verantwortung für ihren Glauben zu und bringt gerade darin protestantisches Glaubensverständnis zur Darstellung: Indem sie aus einer eigenen Gottesbeziehung heraus antworten, zeigen sie sich als Menschen, die zutiefst durch Gottvertrauen bestimmt sind. Luther erzeugt dieses Vertrauen, die fiducia nicht durch seinen Kleinen Katechismus und dessen Frage-Antwort-Schema. Aber er übt in dieses Vertrauen ein, indem er es sozusagen „einfach“ als (Gott-)gegeben voraussetzt.

Etwas überspitzt gesagt: Der heute so häufig geforderte Perspektivenwechsel in kirchlicher Bildungsarbeit ist in Luthers Katechismus schon längst angebahnt. Leider ist uns das Gespür dafür durch einen seinem pädagogischen Wesen unangemessenen Gebrauch verloren gegangen. Denn allzu oft wird er völlig ungeschichtlich als Zusammenstellung der von der Kirche zu vermittelnden Grundlagen christlichen Glaubens missverstanden und missbraucht.

Ich halte die Erinnerung an das beschriebene Vorgehen des Kleinen Katechismus für hilfreich in einer Zeit, in der sich angesichts von Traditionsabbruch und Säkularismus ein Frömmigkeitstypen übergreifendes Konsenspostulat heraus gebildet hat, demzufolge die Kirche für die Vermittlung des Wesentlichen des christliche Glaubens zu sorgen habe. Das neueste und herausragendste Beispiel für dieses Postulats findet sich in dem kürzlich von der EKD herausgegebenen Impulspapier „Kirche der Freiheit“. In dem Abschnitt „Bildung“ kann man auf Seite 79 folgendes lesen; ich zitiere:

Es „ist eine Verständigung darüber nötig, was zum Grundbestand zentraler biblischer Texte, wichtiger evangelischer Lieder gehört und welches katechismusartige Wissen über Gottesdienst und Gebet, über Glaubensbekenntnis und Gebote jedem evangelischen Christen zu Gebote stehen sollten. Es sollte eine Verständigung über die zwölf wichtigsten biblischen Geschichten, die zwölf wichtigsten evangelischen Lieder, die zwölf wichtigsten Gebete geben, die Gemeinsamkeit und Beheimatungskraft zugleich ausstrahlen.“ (Kirche der Freiheit, Impulspapier der EKD, S.79)

Auf dem Hintergrund des gerade ausgeführten Gedankengangs ist – so hoffe ich – schnell einzusehen, dass dieses Postulat von 3 x 12 Zentraltexten völlig unprotestantisch ist. Denn die protestantische Antwort auf die Frage, wie viel Wissen der christliche Glaube braucht, kann nicht lauten: 36 kirchlich sanktionierte Texte.

Die protestantische Antwort auf diese Frage lautet vielmehr: Mein Glaube braucht so viel Wissen, wie mein gottgegebenes Vertrauen benötigt, damit es in meinem Leben eine kommunizierbare Gestalt gewinnt.

Gerade wenn wir den Kleinen Katechismus ernst nehmen, können wir – nach 500 Jahren Wirkungsgeschichte reformatorischer Theologie – kein neues Kompendium an christliche Grundlagen schreiben. Der Kleine Katechismus lehrt uns, dass vielmehr, dass Glauben-Lernen immer ein höchst individueller Prozess ist und um Gottes willen sein muss. Es geht dabei um vielfältige und gemeinschaftliche Prozesse der Aneignung biblischer Texte, Bildwelten und Symbole, die ihre Bedeutung und Funktion in der Formung dieses Gottvertrauens gewinnen. Und weil Menschen und ihre Lebensentwürfe vielfältig sind, geschieht die jeweilige Formung ihres Gottvertrauens in der Begegnung mit der ganzen Vielfalt der christlichen Tradition. Die Kommunikation dieser gestalteten Gottvertrauen (Plural!) ist, protestantisch betrachtet, die Kirche.

Ich komme zum Schluss und werfe einen kurzen Blick auf das Bibelzentrum. Ist dieser Ort eine Bildungsstätte in dem von mir gerade beschriebenen Sinne? Ich denke schon. Wer einmal hier zu Besuch war - und wenn Sie mir das nicht glauben sollten, dann können Sie es im Gästebuch selbst nachlesen – hat nicht einfach ein wenig mehr Wissen über Kirchenjahreszeiten oder Schweinsdarstellungen auf Heiligenbildern mitgenommen. Wer diesen Ort besucht, gewinnt offensichtlich so etwas wie Geschmack für die Unendlichkeit. Das Bibelzentrum ist kein Ort, an dem Religion museal ausgestellt wird. Es ist vielmehr eine Begegnungsstätte, wo christlicher Glaube als vertrauenserweckende Kraft erfahrbar wird. Daran haben entscheidenden Anteil Cornelia von Uckro und Johannes Pilgrim, die zweifellos die wirksamsten „Ausstellungsstücke“ des Bibelzentrums sind. Dafür sei ihnen an dieser Stelle ganz herzlich gedankt.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!